

Europa - Gedanke und Realität. Überlegungen zur Möglichkeit einer Einigung*

Als Zeus in der Gestalt des weißen Stiers mit der phönizischen Prinzessin Europa rittlings aufsitzen über die Wellen nach Kreta trabte und sich dort niederließ, dann war das vor allem eher eine bukolische Inszenierung; Europa war ängstlich, aber nicht zickig, und sie war fruchtbar. Der Schriftsteller Moschos von Syrakus¹ hat im 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung dies Stückchen Mythologie aufbereitet, Erotik und Idylle in Versform nachgezeichnet. Die Harmonie der Szene verrät nichts von dem Konflikt der hellenischen Welt mit den asiatischen Völkern, wie ihn Herodot schon beschrieben hat. Der Grieche bringt in seinen Historien mit Blick auf die Vorgeschichte der Perserkriege den Gedanken vom Konflikt zwischen Europa und Asien ins Spiel. Ausgehend vom wechselseitigen Frauenraub als Motiv der Perserkriege, trägt er folgenden Befund vor: „Sie in Asien - so sagen die Perser - hätten, wenn ihre Frauen geraubt würden, dem keine besondere Beachtung geschenkt. Die Hellenen aber hätten um einer Frau aus Lakedaïmon willen ein großes Heer versammelt, seien dann nach Asien gezogen und hätten die Macht des Priamos gestürzt. Von diesem Zeitpunkt an seien sie immer der Auffassung gewesen, daß das Hellenentum ihnen feindlich gegenüberstehe. Denn Asien und die dort wohnenden Stämme eignen die Perser sich selbst zu, Europa und das Hellenentum andererseits halten sie für ein abgeschlossenes Ganzes.“² Hier findet sich ein klarer Gegensatz zwischen Europa und Asien ausgedrückt, die Gleichsetzung, auch der Europäer mit den Festlandgriechen. Herodot selbst hat die persisch-phönizische Erzählung über die Entstehung der Feindschaft dechiffriert als den Gegensatz zweier politischer Kulturen: der Despotie in Asien/Persien, die mit der Peitsche herrsche, und dem Geist der Freiheit und Selbstbestimmung, der Europäer/Griechen auszeichne.³ Herodots Hinweis ist eine frühe Verortung Europas im Sinne einer Konfrontation mit dem Fremden, durchaus nicht ungewöhnlich für die antike Welt, die sowohl mit Plato als auch in Hippokrates, dem Zeitgenossen des Herodot, nicht nur Grenzmarken zwischen Asien und Europa benennt, sondern auch schon die soeben beschriebenen Unterschiede meint.⁴ Demgegenüber ist festzustellen, daß in diesem antiken Mittelmeerraum

* Leicht erweiterter und mit Anmerkungen versehener Text der Festrede, die auf der Festveranstaltung zum 350. Jahrestag des spanisch-niederländischen Friedens vom 15. Mai 1648 gehalten wurde.

¹ Siehe W. SCHMALE, *Scheitert Europa an seinem Mythendefizit? Herausforderungen. Historisch-politische Analyse*, Band 3, Bochum 1997, S. 83 f.

² Zit. bei H. MÜNKLER, *Reich, Nation, Europa. Modelle politischer Ordnung*, Weinheim 1996, S. 107, Anm. 17.

³ So ebd.

⁴ Für einen kurzen Überblick hierzu immer noch H. GOLLWITZER, *Europabild und Europa-Gedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19.*

zwischen Kleinasien, Rom und Karthago der Gedanke der Oekumene, der geistigen Durchdringung von Orient und Okzident, geboren wird, der durchaus seinen Nachfahr im späteren Kosmopolitismus der Europäer gefunden hat.⁵

Gleichwohl, eine Hinwendung zur Begriffsgeschichte des Wortes Europa, zu seiner Abgrenzung und seinem Inhalt, zur Genese, lenkt den Blick zunächst einmal auf den schließlich christlich geprägten Kontinent mit einem neuen Zentrum im Norden, was nicht zuletzt durch den arabisch-muslimischen Vorstoß im 8. Jahrhundert herbeigeführt wird. Diese Verlagerung des europäischen Zentrums vom Mittelmeer zum Kontinent und die Ost-West-Spaltung durch das unterschiedliche Gottesbild, wie es sich im Schisma mit Byzanz manifestiert, ist das *eine* Merkmal europäischer Entwicklung, für den hier zur Diskussion stehenden Zusammenhang sind der kulturelle Habitus und die Konfrontation mit anderen Räumen eben die ganz wesentlichen Kennzeichen für die Abgrenzung des Raumes. Die seit dem Mittelalter hin zur Neuzeit rasch zunehmende Erschließung der Welt und ihre Diversifizierung fördern die Unterscheidung von Fremdem und Eigenem und qualifizieren Europa als einen Begriff der Konfrontation. Das gegenwärtig noch häufig genug nicht ohne Sarkasmus vorgetragene Wort vom christlichen Abendland hat Momente gekannt, in denen die Konfrontation mit dem anderen sich nur über die Anerkennung einer Gemeinsamkeit in Sitte und Kultur, Gesellschaftsordnung, Lebensführung und Glauben bewußt werden und sich gar in Aggression (Kreuzzüge) umsetzen kann. Die frühe deutsche Nachkriegsgeschichtsschreibung, die sich dem Europa-Gedanken zuwendet, stellt fest: „In den Kreuzzügen erreichte die hochmittelalterlich-abendländische Zusammengehörigkeit ihre Mittagshöhe.“⁶ Als kulturelle Einheit und „Gesittungsgemeinschaft“, wie Heinz Gollwitzer das nennt, wäre Europa - und hier ist modernen Deutungen zuzustimmen - im Mittelalter nicht entstanden ohne die theologisch-dogmatische Trennung von Byzanz.⁷ Diese Verortung Europas nach Westen ist ein kulturelles Kontinuum, das letztlich bis in die Zeit nach dem II. Weltkrieg sich bewahrt hat und im Europa der Sechsziger eine erste administrative ökonomische Organisationsform gefunden hat.

Die Kontinuität der Verortung heißt nicht, daß wir es seit dem Schisma auch mit der Kontinuität eines westeuropäischen Bewußtseins zu tun haben. Die Möglichkeiten der Kommunikation waren zu gering, die Zahl der Multiplikatoren und Rezipienten zu klein, als daß ein echter Vermittlungsprozeß hätte einsetzen können. Aber es fragt sich, ob es ganz richtig ist, die Existenz eines Europa-Bewußtseins vor 1700 anzuzweifeln⁸, wie es Kulturwissenschaftler unserer Zeit tun. Denn es ist hinzuzufügen, daß dieser Gedanke als Resultat von Konfrontation durchaus präsent bleibt und

Jahrhunderts, München 1951, S. 15 ff.

⁵ Ebd. S. 17.

⁶ Ebd. S. 32; dazu auch M. FUHRMANN, *Der Name Europa als kulturelle und politische Idee*, in: I.U. DALFERTH u.a., *Europa verstehen. Zum europäischen Gestus der Universalität*, Zürich 1997, S. 28.

⁷ MÜNKLER, *Reich*, S. 111.

⁸ P. BURKE, *Did Europe exist before 1700?*, in: *History of European Ideas* 1 (1980), S. 21 ff.

um 1700 und danach dann neue Dimensionen erhält - freilich auch in erster Linie Gegenstand einer kulturellen Elite ist. Hingewiesen sei hier auf den Fall von Konstantinopel und damit auf die Bedrohung durch die Türken 1453, der den Begriff Europa gleich zum Namen Europa hochstilisierte, indem er in Loslösung von der bis dahin oder bis kurz zuvor gültigen kaiserlichen und päpstlichen Universalität das Europa mit seinen Nationen meinte, oder anders ausgedrückt: Zum geistig-kulturellen Habitus als die wesentliche Identifikationshilfe trat dieser Gedanke von Europa als auch einer politisch bestimmten Einheit. Enea Silvia de Piccolomini, Papst Pius II. also, darf hier als Autor apostrophiert werden.⁹ Bei ihm finden sich zwei neue, wie neuerdings festgestellt wird, zukunftsweisende Gedanken: „Der Aspekt der europäischen Völkervielfalt und der Aspekt einer allen europäischen Völkern gemeinsamen kulturellen Herkunft.“¹⁰ Es ist hier einmal abgesehen von den immer wieder neu in die Diskussion gebrachten Grenzen Europas - gleichviel ob es sich hier um den Osten oder Südwesten handelt -, festzuhalten, daß der Europa-Idee eine reaktive Komponente anhaftet, „die deren Eigenbedeutung zu verschlingen droht“.¹¹ Europa ist also in erster Linie ein Erlebnis der Abgrenzung gegen Nicht-Europäisches, das im einzelnen im Augenblick einer tatsächlichen oder vermeintlichen Gefahr definiert wird. Dabei bleibt festzustellen, daß die ursprüngliche, mittelalterliche, Verzahnung von Religion und Kultur einer stärkeren Säkularisierung im Sinne einer humanistischen Kultur weicht und damit eine geographische Verengung erfährt. Man ist geneigt, die Entwicklung in der Frühen Neuzeit gleichsam als eine Verweltlichung des Europa-Gedankens darzustellen - und dies in einer Zeit, in der eben im Rahmen humanistischen Denkens auch die Komponente Eigenständigkeit des Nationalen eingebracht wird. Letztlich ist im Humanismus die Universalität der lateinischen Kirche in Kosmopolitismus aufgegangen, mit einer weiteren Verengung freilich insofern, als dieser sich auf die Länder beschränkte, in denen humanistisches Denken den Ton angab. Es bildet sich hier der Bildungseuropäer heran, der freilich weit davon entfernt ist, Volk zu umfassen, wie das die Kirche qualitate qua tun konnte. Es sind die humanistisch Gebildeten, die praktisch in Übernahme des über die Reformation zerbrochenen Einheitsanspruchs der Kirche die neue, durchaus europäisch verstandene Geistigkeit repräsentieren, sozusagen ein neues Europa vorstellen. Es ist ein Stück Gelehrtenrepublik, die zum Ausgang des 17. Jahrhunderts bis weit ins 18. Jahrhundert hinein wirkt und fortwirkt und im Humanismus vorweggenommen wird. Aber es ist noch mehr. Eine neue Komponente kommt ins Spiel, die der Anklage des Krieges zwischen den Mächten Europas - eine Unzuträglichkeit, wie Erasmus von Rotterdam das vor allem im *Euchiridion* ausgedrückt hat. Abgesehen davon, daß sich Gegnerschaft zum Krieg genau in das Toleranzdenken des Erasmus fügt, bleibt sehr wohl festzustellen, daß der ‚Pazifismus‘ europäisch fixiert und die Haltung gegenüber Kriegen mit den Türken eine andere ist.¹² Das heißt, das alte Konfrontationsmodell

⁹ FUHRMANN, *Der Name Europa*, S. 29 ff.

¹⁰ Ebd. S. 30.

¹¹ MÜNKLER, *Reich*, S. 116.

¹² Zum ‚Krieg‘ bei Erasmus s. O. HERDING, *Erasmus-Frieden und Krieg*, in: H. BUCH (Hrsg.), *Erasmus und Europa*, Wiesbaden 1988, S. 13 ff.; ferner MÜNKLER,

Europa behält seine Position und wird lediglich mit dem Argument der Untunlichkeit von innereuropäischen Kriegen angereichert. Hier liegen früh die Faktoren vor, die nach dem 1. Weltkrieg und erst recht nach dem 2. Weltkrieg den Antrieb zur europäischen Kooperation in ihren vielfältigen Stufen geboten haben.

Wenngleich Europa - auf jeden Fall bei den Bildungseuropäern - als eine identitätsstiftende Größe begriffen wird, ja, gerade in der Ablehnung eines inner-europäischen Krieges die ganze Sinnfälligkeit einer europäischen Einheitlichkeit unterstreicht, dann offenbart sich doch bis in die Moderne hinein die Blässe des Gedankens - die Blässe gegenüber der Schärfe der konfessionellen Auseinandersetzung, darüber hinaus gegenüber einem nach innen und außen gerichteten machtsstaatlichen Denken, in dem absolutistische Ordnung und hegemoniales Streben innerhalb eines Staatensystems offensichtlich rascher sich zu gestalten vermögen als eine auf Gemeinschaft getrimmte Geistigkeit, deren einzige konturschaffende, die Gemeinschaft fördernde Stütze die Bedrohung von außen ist - und die war eben nicht immer präsent. Die Ergebnisse des Westfälischen Friedens sind dann auch nicht etwa einzuordnen unter ‚Ausgangspunkt für ein gesamteuropäisches Bewußtsein‘, sondern unter ‚Bestätigung der staatlichen Souveränität‘ und Versuch einer Rechtsordnung für die internationalen Beziehungen. Das Ziel ist die Wahrung einzelstaatlicher Existenz, nicht die Förderung des europäischen Denkens. Jakob Burckhardt hat Wilhelm III. von Oranien doch nur deshalb den besten Europäer nennen können, weil dieser sich den französischen Hegemonialplänen widersetzte und damit die einzelstaatliche Existenz zu schützen sich aufmachte.¹³ Das heißt, der Gedanke vom europäischen Gleichgewicht als Ordnungsprinzip des europäischen Staatensystems ist dann auch ein nationaler und außenpolitischer, durchaus nicht auf eine europäische Gemeinschaft zielender. Gleichwohl, die soeben im Blick auf den Humanismus angesprochene Säkularisierung erfährt insofern eine neuerliche Bestätigung in dieser Phase des angestrebten europäischen Gleichgewichts, als an die Stelle des noch zur Türkenabwehr vorgetragenen ‚christianitas‘-Begriffs als der eigentlichen Wurzel europäischer Gemeinsamkeit in der Spätzeit der Erfahrung mit dem Expansions- und Hegemonialstreben Frankreichs dann neue, äußerst weltliche, Elemente europäischer Zusammengehörigkeit traten. „Seit dem Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges tauchte Europa als politische Formel im Sinn einer Staatenfamilie, die sich nicht nur durch einen politischen Grundkonsens und ein politisches Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern auch durch ein überwölbendes Werte- und Normensystem verbunden fühlte, erstmals in völkerrechtlichen Dokumentationen auf, bezeichnenderweise in Verbindung mit der Balanceidee“. So Heinz Duchhardt.¹⁴ Über die außenpolitische

Reich, S. 123 ff. (auch zur Begrenzung auf die ‚eruditi‘); ferner G. BÖHME, *Bildungsgeschichte des europäischen Humanismus*, Darmstadt 1986, S. 34 über die „Gemeinschaft der Geister“.

¹³ Über die Auslassung des Jakob Burckhardt zu Wilhelm von Oranien s. GOLLWITZER, *Europabild*, S. 50.

¹⁴ H. DUCHHARDT, *Föderalismus, Nationalstaatsidee, Europagedanke im deutschen Ancien Régime und im 19. Jahrhundert - eine Quadratur des Kreises*, in: G. LOTTES (Hrsg.), *Region, Nation, Europa. Historische Determinanten der Neu-*

Entwicklung, die mit dem Westfälischen Frieden einen neuen Anfang nimmt, erfolgt der Zutritt zu Europa als einer Rechts-, Verträge- und Wertegemeinschaft. Dies betrifft sicherlich auch die recht eigentlich völkerrechtliche Regelung der internationalen Beziehungen, aber es zielt stärker noch auf die Gemeinsamkeit der öffentlich-rechtlichen Regelungen in den einzelnen souveränen Teilen Europas. Es geht um den durchaus rezipierten „Gleichklang der Entwicklung in den europäischen Staaten“, um die „Konsolidierung des Fürstenstaates, im Ständewesen“, in der Auseinandersetzung zwischen Herrscher und Ständen um ihre Rechtsposition im Staat, im Aufbau der Verwaltungs- und Rechtsprechungsorgane, im Staatskirchentum und im Merkantilismus sowie in der Verpflichtung von Herrscher und Staat auf die Verwirklichung des „*bonum publicum*“ im Zeitalter der Aufklärung.¹⁵ Gewiß ist die Gemeinsamkeit eines sich neu entwickelnden öffentlichen Rechts für die Konsolidierung europäischen Denkens von höherer Relevanz als die politische Tagesäußerung, gleichwohl sei erwähnt, daß der außenpolitische und zugleich kriegerische Zugriff des französischen Ludwig durchaus zu Versuchen der ‚Erinnerung‘ an Europa geführt hat. So nannte sich Wilhelm III. von Oranien einen Verteidiger der ‚europäischen Freiheit‘, und ein britisches Pamphlet von 1667 trägt den Titel *Europe a slave unless England break her chains*. Es scheint doch so zu sein, daß gegen 1700 Europäer stärker geneigt sind, Europa als Ganzes zu begreifen und es selbst gegen den Rest der Welt abzusetzen. Peter Burke, der Kulturwissenschaftler, schreibt dazu: „Consciousness of being European was now an important social and political fact.“¹⁶ Er geht noch weiter, indem er vermutet, daß der Gedanke von Europa als Einheit über die Kreise der Intellektuellen der Zeit hinaus gewirkt habe - und zwar nicht nur in Großbritannien, sondern eben auch Deutschland und Frankreich.¹⁷ Es gibt freilich erst spärlich Zeugnisse, die der Ergänzung bedürfen, wenn sie aussagekräftig werden sollen, aber gleichviel, man wird gleichsam in Ergänzung der Bemerkungen über eine entstehende Rechts- und Wertegemeinschaft im öffentlichen Recht auch hinweisen müssen auf die im 17. Jahrhundert entstehende publizistische Kultur, die politisch-kulturellen Zeitschriften, die zwar nicht Europa als politische Einheit im modernen Sinne thematisieren, aber doch die europäischen Gemeinsamkeiten hervorzuheben trachten. Immerhin begründete Abelinus schon 1635 das *Theatrum Europaeum*, eine Zeitschrift, die bis 1738 erschien. Es erschien vieles dieser Art, immer mit Europa im Titel, unter denen der „*Mercure historique et politique contenant l’Etat présent de l’Europe*“ hervorzuheben ist.¹⁸ Was hier in erster Instanz lediglich der Vermittlung von Informationen über die Länder Europas dient, bedarf des ergänzenden Hinweises auf die gleichsam

gliederung eines Kontinents, Heidelberg 1992, S. 163.

¹⁵ H. MOHNHAUPT, „*Europa*“ und „*ius publicum*“ im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Aspekte europäischer Rechtsgeschichte. Festgabe für Helmut Coing zum 70. Geburtstag*, Frankfurt 1982, S. 208 f.

¹⁶ Das Zitat sowie die Beispiele s. P. BURKE, *Europe*, S. 26.

¹⁷ Ebd. S. 26 f. Was das für diese Kreise bedeutet haben könnte, läßt sich nach Burke kaum beantworten.

¹⁸ Hierzu in Übersicht K. MALETTKE, *Europabewußtsein und europäische Friedenspläne im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Francia* 21, 2 (1994), S. 66 f.

in Nachfolge der humanistischen Periode entstehende Gelehrtenrepublik, wie sie von Pierre Bayle von den Niederlanden her inszeniert worden ist. Das 18. Jahrhundert kannte im übrigen eine ganze Reihe von ‚Europa‘-Vorschlägen, die eng mit der Wahrung des Friedens als dem wesentlichen Motiv verbunden waren - eine durchaus logische Folge der Friedlosigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts - eine Friedlosigkeit, die letztlich weder von der politischen Formel des europäischen Gleichgewichts noch durch die Verrechtlichung internationaler Konflikte eingedämmt war, sondern zu jener Zeit eben dem vom machtstaatlichen Denken geprägten Souveränitätsprinzip entsprang. Mag man auch das Werk des Abbé St. Pierre *Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe* (1713) literarisch kurios nennen, so hat es im 18. Jahrhundert doch durchaus breite Rezeption erfahren. Der Abbé verwarf doch die Gleichgewichtstheorien, wie sie bis dahin entwickelt worden waren und sah im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation ein Vorbild für die politischen Verhältnisse in Europa.¹⁹ Ein Bund europäischer Staaten sollte gegründet werden, dem ein Bundesrat (Sénat d'Europe) beizugeben war. Dieser sollte die Probleme zwischen Monarchien auf der Basis des territorialen Status quo regeln.²⁰ Der dem Deutschen Reich verordnete und von diesem akzeptierte Konföderationsgedanke als Beispiel für Europa mit der einfachen Denkvoraussetzung, daß das durch Konföderation hergestellte innerdeutsche Gleichgewicht allein schon eine Abschwächung der Bellikosität in Europa enthielt. Die von dem französischen Abbé vorgelegte Schrift blieb freilich auch nicht unwidersprochen. Die Schrift, die nach der Erstfassung von 1712 noch zweimal, 1713 und 1729, in überarbeiteter Form erschien, stieß bei Jean-Jacques Rousseau auf Widerstand in der zu Beginn des Siebenjährigen Krieges verfaßten, aber erst 1761 veröffentlichten Darlegung *Extrait du Projet de Paix Perpétuelle de M. L'Abbé de St. Pierre*. Rousseau, hier der nüchterne Realist, hielt solches Vorgehen insofern für eine Schimäre, als mit der Installierung eines solchen Rates eine Beschneidung der staatlichen Hoheitsrechte, der Souveränität also, einherging. Zu Recht sicherlich, wenn man berücksichtigt, daß sich die Staaten gerade erst in ihrer nachdrücklich festgeschriebenen Souveränität eingerichtet hatten. Er schrieb dann: „Man sieht, daß sich föderative Bündnisse nur durch Umwälzungen bilden; und wer von uns könnte in folgedessen zu sagen wagen, ob dieser europäische Bund zu wünschen oder zu fürchten ist? Er würde vielleicht mit einem Schlage mehr Unheil anrichten, als er für Jahrhunderte verhindern könnte“.²¹ Auch Eobald Toze kehrte sich, wie Rousseau, gegen den Verlust der souveränen Unabhängigkeit, wie ihn eine ‚Bundes-Regelung‘ unvermeidlich mitbringen mußte, wenn eine Regelung dieser Art überhaupt etwas darstellen sollte. Toze blieb einfach der Verfechter der vollen staatlichen Handlungsfreiheit mit dem Recht auf Krieg und dem Recht auf Selbsterhaltung. In Fortführung der Überlegungen des

¹⁹ Dazu ebd., S. 70.

²⁰ ABBÉ CH.-I. CASTEL DE SAINT-PIERRE, *Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe*, (1713), in: W. MICHAEL (Hrsg.), *Abbé Castel de Saint-Pierre - Der Traktat vom ewigen Frieden 1713*, Berlin 1922, S. 104 ff.

²¹ Bei K. VON RAUMER, *Ewiger Friede. Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance*, München 1953, S. 378.

17. Jahrhunderts war er vom Gedanken an eine Organisation Europas weit entfernt.²² Es sei hinzugefügt, daß Rousseau in seiner späteren Schrift *Jugement sur la paix perpétuelle* seine Kritik am Friedensgedanken des St. Pierre - und Herstellung von Frieden war das Europa-Motiv des Abbé gewesen - insofern vertiefte, als er die Möglichkeit von Frieden (und damit von der Organisation Europas als Voraussetzung) in Frage stellte, solange es Monarchie und Fürstengewalt gebe. Er sah einen engen Zusammenhang zwischen dem absolutistisch geführten Staat und dem Krieg. Frieden als Ziel politischen Handelns setzte den Sturz des Regimes voraus. Mit solchen Gedanken schloß Rousseau bei Montesquieu an, der 1748 schon vom Geist der auf Krieg und Eroberung gerichteten Monarchie geschrieben hatte.²³

Man geht mit Blick auf das 17. und 18. Jahrhundert wohl nicht zu weit in der Deutung, daß der Europagedanke dieser Periode letztlich eben entsteht oder im Hinblick auf frühere Jahrhunderte fortgeführt wird als eine Krisenerscheinung, die nunmehr immer europäischer Natur ist. Dem Wechsel von dem am Ende des Dreißigjährigen Krieges vollends obsoleten universalmonarchischen Anspruchs zu einer einzelstaatlichen Interessenpolitik, deren Entwicklung der Dichotomie ‚Gleichgewicht oder Hegemonie‘ unterliegt, steht eine die kriegerischen Irrungen und Wirrunen schlicht übergehende Betonung europäischer Gemeinsamkeit entgegen, die letztlich auf die Gemeinsamkeit der Kultur im umfassenden Sinne des Wortes hinweist. Es ist schon richtig, wenn in einer Untersuchung über die *Krise des europäischen Bewußtseins* für das ausgehende 17. und beginnende 18. Jahrhundert festgestellt wird: „Man hört nach und nach eine Hymne erklingen, in der die Verdienste jenes Europa sich gefeiert sehen, dem keine andere Macht an Kraft, Intelligenz und Glanz gleichkommt.“²⁴ Es ist die in der Geschichtsschreibung apostrophierte „Gesittungsgemeinschaft“, die im 17. und 18. Jahrhundert, als Europa schließlich in der Aufklärung eine neue Strömung des Geistigen gemeinsam rezipiert und verarbeitet, Gedanken zu Europa als einer politischen Solidargemeinschaft lebendig werden läßt. Die Intellektuellen der Zeit, von Leibniz bis Rousseau, um einfach einmal einen großen Bogen zu schlagen, bedauern letztlich das Defizit, das sich in kriegerischen Auseinandersetzungen manifestiert - das Defizit, die seit altersher existierende europäische Gemeinschaft zu erkennen. Dabei ging es, wie konnte es mit Blick auf die konkreten politischen Entwicklungen auch anders sein, in erster Linie um gesamteuropäische Vereinbarungen zur Friedenssicherung, durchaus auch um Organisationsformen, in der die einzelstaatlichen Rechte beschnitten werden.²⁵ Aber:

²² Hierzu insgesamt MALETTKE, *Europabewußtsein*, S. 88 ff. Malettke führt neben St. Pierre auch Sully als Verfechter einer europäischen Organisation an.

²³ Zum Friedensdenken in der Spätaufklärung insgesamt die Untersuchung meines Schülers O. FROTSCHER, *Deutsches Friedensdenken in der Spätaufklärung - Wirkung auf das internationale Denken bis zum Ende des Vormärz 1848*; Hausarbeit, erste Staatsprüfung (1998).

²⁴ P. HAZARD, *La crise de la conscience européenne 1680-1715*, Paris 1961, S. 413 (Übersetzung aus dem Französischen von mir).

²⁵ Dazu W.D. GRUNER, *Deutschland und das Europäische Gleichgewicht seit dem 18. Jahrhundert*, in: DERS. (Hrsg.), *Gleichgewicht in Geschichte und Gegenwart*,

Die überwiegend dynastisch geprägten Staaten Europas in dieser Phase des Absolutismus haben infolge Überbetonung der mit dem Westfälischen Frieden verordneten einzelstaatlichen Souveränität eine Supranationalität nicht akzeptieren können.²⁶ Fragt man angesichts der Bewußtheit über eine europäische Zusammengehörigkeit nach dem Grund solcher Abstinenz, dann wird man mit Heinz Duchhardt vermuten dürfen: „Weil die politische Herausforderung von außen, von anderen Kontinenten noch fehlte.“²⁷

Genau dies ist eine richtige Bemerkung, die Europa als das hier eingangs apostrophierte Konfrontationsmodell begreift. Wenngleich man weit davon entfernt sein wird, die Überlegungen des 17. und 18. Jahrhunderts über die Zusammengehörigkeit Europas nur als eine intellektuelle Fingerübung und nicht als ein tiefgefühltes Bedürfnis früher politischer Philosophie zu betrachten, dann bleibt doch festzustellen, daß solches Denken tatsächlich in einer eher zweitrangigen Position verharrt oder für einen Augenblick ganz aus dem Blickfeld verschwindet, als das hier mehrfach genannte einzelstaatliche Interesse im 19. Jahrhundert zu einem nationalen Bewußtsein heranwächst. Es geht mit der Ausbildung von Begriffen wie ‚Volk‘ und ‚Nation‘ um die Veränderung der Trägerschaft von Politik, auch wenn sich das gleich zu Beginn noch nicht in konkrete politische Mitbestimmung umsetzt. Dem intellektuellen Diskurs über Europa als Ergebnis kultureller Gemeinsamkeit und politischer Logik tritt im 19. Jahrhundert der Gegenpart im Wettbewerb gegenüber: die Nation. Das einzelstaatliche Interesse, ganz wesentlich repräsentiert von der monarchischen Spitze, wird zum nationalen Bedürfnis, getragen von breiten Schichten der Bevölkerung. Nation wird zur Erlebniswelt und im Zuge kapitalistisch geprägter Modernisierung zu einem aus nationalem Wettbewerb geborenen Tummelplatz der Wertigkeiten, die auf jeden Fall die Gemeinsamkeiten leicht übersehen lassen. Europa tritt im 19. Jahrhundert auf breiter Basis in die Erlebniswelt Nation ein, die für lange nächste Jahrzehnte ein immer wieder tradiertes Kontinuum darstellt. Will man diese Erlebniswelt in ihren Inhalten erfassen, dann läßt sich auf Mentalität und Sentiment gleichermaßen hinweisen, auf einen ganzen Komplex von Denkweisen, Politik und Kulturerfahrung und - damit eng verbunden - von wirksamen historischen Bezügen, ein Komplex zugleich, der im Schutz von Grenzen gedeiht; bei der die historische Verwurzelung - im Laufe der Jahrzehnte im übrigen immer neu aufbereitet - der kulturellen und politischen Lebensumstände ebenso eine Rolle spielt wie die bindende Kraft der Sprache gleichsam verinnerlicht ins Bewußtsein gehoben wird. Solche Identifizierungen sind von Werner Weidenfeld die „Summe unseres Orientierungswissens“ genannt worden. Der europäische Gedanke jedenfalls rückt in den Hintergrund, und wenn ein britischer Historiker seinen Buchtitel zur Außenpolitik des 19. Jahrhunderts *The Struggle for Mastery in Europe* nennt, dann ist das ein bezeichnender, völlig

Hamburg 1989, S.81.

²⁶ So MALETTKE in Zusammenfassung seiner Darstellung. S. *Europabewußtsein*, S. 92.

²⁷ H. DUCHHARDT, *Europabewußtsein und politisches Europa - Entwicklungen und Ansätze im frühen 18. Jahrhundert am Beispiel des Deutschen Reiches*, in: A. BUCH (Hrsg.), *Der Europa-Gedanke*, Tübingen 1992, S. 131.

richtiger Fund, weil es neuerlich um Hegemonie geht. Eine weitere für die Gestaltung europäischer Gemeinsamkeit negative Voraussetzung ist die mit Nationalismus einhergehende Entwicklung eines Selbstbildes, das deutliche Wertkomponenten für den Nachbarn jenseits der Grenzen ausprägt. Der Politikwissenschaftler Karl W. Deutsch hat in seinem grundlegenden Werk über Nationalismus als „melancholische europäische Sentenz“ vorgetragen, eine Nation sei eine „Gruppe von Menschen, die durch einen gemeinsamen Irrtum hinsichtlich ihrer Abstammung und eine gemeinsame Abneigung gegen ihre Nachbarn geeint“ sei.²⁸

Genau hier sei jene Bemerkung aufgegriffen, die für die Ausbildung von Supranationalität die politische Herausforderung von außen voraussetzt. Sie ist hier insofern zu ergänzen, als das Erschrecken über Fehlentwicklungen auf dem Kontinent selbst zur Konversion zumindest einiger Gemüter führt. Nicht erst der ‚clash of civilizations‘, sondern schlicht der erste europäische Weltkrieg ist es, der neuerlich zum Nachdenken zwingt, und ihm fügt sich erst recht der Zweite Weltkrieg als Ursache für die neue Akzentuierung von ‚europäischer Kultur‘ und ‚europäischer Zivilisation‘ hinzu. Schon nach dem Ersten Weltkrieg wird die alte, frühneuzeitliche Überlegung zu Europa ins Gedächtnis zurückgerufen - mit allen Konsequenzen der Gefahr einer Überinterpretation der Geschichte als eine ohnehin immer auf europäische Einheit gerichtete Abfolge von Ereignissen. Der Wunsch der Gegenwart wird dabei zur Allgegenwart der Vergangenheit. Der Schock des Krieges führt zu einer Legitimierung der Absicht, Europa zu organisieren. Allerdings, wenngleich in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts durchaus konkrete Pläne zur Herstellung europäischer Union vorliegen, wie etwa der Entwurf des französischen Staatsmannes Aristide Briand, dann ist die Konkretisierung von Organisation doch eben der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vorbehalten.

Diese Phase nach dem Europa weithin verwüstenden Krieg wird intensiver europäisch erlebt, weil der Irrsinn unmittelbar erfahren wird. Die noch etwas idealistische Unverbindlichkeit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ist gewiß nicht verschwunden, die Emotionalität des europa-orientierten Idealismus bleibt erhalten, sie baut immer noch am europäischen Luftschloß, das seine erste Umsetzung ins Konkrete offensichtlich durch die Aktionen europäischer Jugendbewegungen gegen die Schlagbäume an den Grenzen erfahren soll. Man mag das zunächst als Vergeblichkeit des Mühens zur Kenntnis nehmen, aber es sei doch auf Henri Brugmans, einen Europäer der ersten Stunde verwiesen, der in „L'idée européenne“ schreibt, daß die ganze Zukunft Europas sich gar nicht hätte konkretisieren lassen, wäre da nicht an der Basis das zwar noch nebulöse, gleichwohl reale Bewußtsein gewesen, einer gemeinsamen Kultur anzugehören. ‚Europäische Kultur‘, ‚europäische Zivilisation‘ - das sind für Brugmans die eigentlichen Themen, die „civilisation différenciée dans ses nations et ses entités régionales, mais cependant cohérente.“²⁹ Letztlich geht es hier

²⁸ K. W. DEUTSCH, *Der Nationalismus und seine Alternativen*, München 1972, S. 9.

²⁹ S. Dazu insgesamt die Aufsatzsammlung W.A.F. CAMPHUIS/C.G.J. WILDEBOER SCHUT, *Europese eenwording in historisch perspectief. Factoren van integratie en disintegratie*, Zaltbommel 1991. Dort auch H. Brugmans.

nicht um eine Neuheit an Erkenntnis, sondern eher um eine *Neuerlichkeit* und damit um ein Stück Tradition, das in Zeiten des globalen oder regionalen Notstandes oder eben in Zeiten der Konfrontation seine Wiederbelebung erfährt. Mit der Auflösung der alliierten Kriegsallianz und dem schon lange zuvor absehbaren Kalten Krieg ist über die unmittelbare Erfahrung Krieg hinaus erneut solche Konfrontation gegeben - mit einer Härte, Dauer und Intensität, wie sie bis dahin unbekannt ist. Die Konfrontation mit dem Osten, sprich: mit dem Kommunismus, bringt eine Komponente ins Spiel, die die Integration Westeuropas zu einer schieren Notwendigkeit macht und als Kampf um westlich orientierte politische Kultur begriffen wird. Europa entsteht unter dem Zwang des Kalten Krieges, des Ost-West-Gegensatzes. Die ‚Idee Europa‘ wird in die Institutionalisierung Europas umgesetzt. Der Ost-West-Gegensatz als Katalysator, der nicht einmal eines allzu großen Engagements eines europäischen Bewußtseins bedarf, um die Institutionen zu verwirklichen. Diese frühe Institutionalisierung ist das Werk einer politischen Elite, die zunächst einmal gesicherte und ausbaufähige Märkte und damit auch die unerläßliche Voraussetzung des westlichen Demokratie-Verständnisses, die ‚open door‘ und das ‚free enterprise‘, schafft.

Institutionalisierung also als Ergebnis einer sich aus globalpolitischer Konfrontation ergebenden Zwanghaftigkeit! Wie aber, so ist doch zu fragen, ist es denn um das in Institutionen erfaßte Europa bestellt, wenn die soeben erwähnte Konfrontation entfällt, was vor einem knappen Jahrzehnt geschehen. Was wird an diese Stelle treten? Schon in den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts haben sich die Niederländer während der Münsterschen Verhandlungen mit Spanien die Frage gestellt, ob nicht bei Fortfall des einigenden Bandes des Krieges die nur lose gefügte Regentenrepublik auseinanderzubrechen drohe. Man wird sich wohl einig darüber sein können, daß die hier mehrfach apostrophierte Zwanghaftigkeit nicht gleich eine Tradition schafft, die der Erlebniswelt Nation gleichkäme. Es ist wohl nicht abwegig zu sagen, daß Europas politische Tradition nun einmal nicht im Zeichen der Einheit und des Gegeneinanders seiner Völker, Staaten und Regionen steht.³⁰ Und es liegt genau in dieser Linie, wenn Margaret Thatcher in Brügge 1988 verlauten läßt: „Willing and active cooperation between independent sovereign states is the best way to build a successful European Community.“ De Gaulles früher Ausspruch vom Europa der Vaterländer ist da nicht weit entfernt. Beobachtungen von Wissenschaftlern vermitteln selbst den Hinweis, daß die Bemühungen um die europäische Integration die Retterin des Nationalstaates gewesen sei. Das ist nur beim ersten Hinsehen ein Paradoxon, denn ein Blick auf die Referenden, die überall anläßlich des Maastrichter Vertrages gehalten worden sind, zeigt, daß der Analyse doch hoher Realitätswert beizumessen ist.³¹ Wie in der niederländischen Politikwissenschaft bemerkt wird, sind die Ergebnisse auf eine „weit verbreitete Skepsis vieler Bürger gegenüber Europa“ zurückzuführen, auf die Angst vor Verlust der eigenen, der nationalen Identität und der politischen Mitbestimmung. Das sei, so wird von dieser Seite festgestellt, so

³⁰ So G. LOTTES in der Einführung zu DERS. (Hrsg.), *Region, Nation, Europa. Schriftenreihe der Europakolloquien im Alten Reichstag*, Heidelberg 1992, S. 12.

³¹ A.S. MILWARD, *The Reconstruction of Western Europe, 1945-51*, London 1984. Dazu auch DERS., *The European Rescue of the Nation State* (1992).

erstaunlich nicht, weil die Vergangenheit, was die Zustimmung zu Europa betreffe, eher einen „permissive consensus“, eine Duldung der Ambitionen einzelner, als eine aktive Zustimmung enthalten habe.³²

Solche Beobachtungen und Bemerkungen greifen das Problem einer europäischen Bewußtheit auf, die in aller Konsequenz durchdacht, letztlich nur eine Preisgabe der Erlebniswelt Nation enthalten kann. Es ist zwar nicht abwegig zu behaupten, daß Institutionen, die zunächst einmal nichts anderes darstellen als eine aus den nationalen Amtsstuben verlagerte Bürokratie, durchaus fähig sind, eine Basis für solches Denken zu legen, aber damit sind auch die Grenzen aufgezeigt, zumal das zu den Institutionen zählende europäische Parlament sich nur gebremst demokratisch äußern kann.

Gleichwohl, man mag diese ‚gebremste Demokratie‘ bedauern, man mag anprangern, daß die Funktion europäischer Gremien ausschließlich auf der Konsensfähigkeit von Kabinetten beruht, hinzuzufügen bleibt doch, daß es gar nicht auf die Akzeptanz europäischer Institutionen *pur et simple* ankommt, sondern viel eher auf die Akzeptanz solcher Instanzen als Ergebnis der Einsicht in ohnehin gegebene europäische Gemeinsamkeiten in Vergangenheit und Gegenwart. Das impliziert eine Sichtweise, die Grenze als eine zwar wirkungsvolle, dennoch künstliche Trennungslinie charakterisiert. Mit dem Vertrag von Maastricht, der den Übergang von der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zur Europäischen Gemeinschaft stipuliert, ist sicherlich ein gewichtiger Schritt in Richtung Integration getan, aber es ist nach dem Ende der Konfrontation durch den Zerfall der ‚anderen‘ Ideologie die Muße für eine tiefere Reflexion über den kulturellen Zusammenhalt gegeben. Der Paradigmenwechsel hat stattgefunden, und es ist die Zeit angebrochen, in der sich über die kulturelle Gemeinsamkeit - aber auch über die Verschiedenheiten - die „discordia concors“, wie der Kulturhistoriker Jakob Burckhardt Europa definiert, realisieren läßt. Das bedeutet noch nicht Ende der Pluralität, aber es soll eine künftige politische Nation untermauern helfen. „Die Institutionen, das politische Profil, die politische Konstruktion Europas“, so ist für die Römische Konferenz 1990 geschrieben worden, „... wäre brüchig und hohl, würden diese Institutionen nicht vom Denken und Fühlen der Menschen ausgefüllt. ... Ohne die Loyalität der Europäer zu Europa verbliebe jede Institution nur in einer kümmerlichen Statistenrolle.“³³

Kultur ist der eigentliche grenzüberschreitende Wert, der in der Lage ist, die nationale bis nationalistische Beschränktheit zu überwinden und vor allem die eigene Wertigkeit, die häufig genug zur Selbstüberschätzung entartet, zu relativieren. Die einigermaßen geringe Beschäftigung mit Kultur als politisch wertvoller Komponente mag an der etwas nachgiebigen Konsistenz des Begriffes liegen, gleichsam am Wackelpeter-Charakter, aber es fragt sich, ob nicht die seit dem 19. Jahrhundert in

³² S. Dazu A. VAN STADEN, *Tegenstrijdigheden en dilemma's in de Europese politiek*, in: *Internationale Spectator*, 4 (1995) XLIX, S. 183.

³³ So W. WEIDENFELD, *Einheit in der Vielfalt. Zur kulturellen Dimension der europäischen Einigung*, in: *Die Zukunft Europas - Kultur und Verfassung des Kontinents. Vorträge, Debatten und Dokumente der internationalen Konferenz in Rom, 17.-19. Oktober 1990*, Gütersloh 1991, S. 137.

Europa vorherrschende Modernisierung in Politik, Wirtschaft, Industrie und Gesellschaft eine ungute Fortschrittsdefinition gezeugt hat, die ganz wesentlich quantitativ orientiert ist. Daß man in die Hände spuckt, um das Bruttosozialprodukt zu steigern, wie von einer bekannten Rockband vor Jahren spöttisch gesungen worden ist, darf man durchaus als Zeichen unserer Modernität ansprechen. Das gilt für die marktwirtschaftlich-kapitalistische Wirtschaftsstruktur ebenso wie für die ehemals sozialistisch initiierte Produktionsschlacht. Diese Modernität verlangt nicht nur ein hohes Maß an Schnelligkeit, weil der Markt die Vergänglichkeit des Neuen deutlich zu machen versteht, sondern sie offenbart sich auch, weil es an Muße fehlt, als Epoche der Vergeßlichkeit. Solche Vergeßlichkeit wird zuweilen als Wert an sich hochstilisiert und ein stabiles Erinnerungsvermögen oder aber Wissen über die Vergangenheit als ein Stück Nostalgie diffamiert. Gleichwohl sei - die Karawane zieht eben weiter, auch wenn die Hunde bellen - an Edmund Burke erinnert, der vor 200 Jahren schrieb: „No European can be a complete exile in any part of Europe“.³⁴ Tatsächlich waren die Verflechtungen schon soweit fortgeschritten, und sie waren vornehmlich kultureller Art. Die Besinnung sollte noch einmal dem Humanismus gelten, nicht um Erasmus zum Europäer hochzustilisieren, sondern um den grenzüberschreitenden Charakter der neuen Geistigkeit und Rationalität aufzuzeigen, wie das genauso auch mit der Gelehrtenrepublik des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts geschehen kann und erst recht mit der Zeit der Aufklärung. Der schlichte Rückblick - oder die ‚Nostalgie‘ für den modernen Menschen - betont die Vorbildlichkeit der vornationalen oder vornationalistischen Zeit. Sie betont damit auch eine zutiefst geistige Epoche, in der Überkommenes hinterfragt und schließlich politisch-sozial umgestürzt wird. Vom grenzüberschreitenden Transfer des aufgeklärten Gedankens ist die Rede, und der Transfer sei hier für unsere Gegenwart gefordert. Jenem, der sich um die Demokratisierung Europas über die vollwertige politische Mitbestimmung des europäischen Parlaments bemüht, wird es nachgerade blasphemisch in den Ohren klingen, wenn nach einem neuen Band der Intellektualität verlangt wird, wie es sich in früheren Jahrhunderten bei begrenzten Kommunikationsmöglichkeiten entwickelt hat. Aber was hier wie ein Geschäft der intellektuellen Vertreter der Nationen als ein wenig elitär anmutet, soll nichts anderes sein als ein Aufruf an die Geisteswissenschaften, einen öffentlichen Auftrag zu erfüllen. Es ist nicht getan mit dem Lamento über die Oberflächlichkeit, den Materialismus und gar die Ungeistigkeit der Zeit, und nicht getan ist es auch mit der Klage über die Materialität der Zeit und ihren Niederschlag in der Television, und es gehört auch nicht zu den Aufgaben, in einem etwas abgeschlossenen Ambiente die eigene Erhabenheit zu feiern, die sich hier und da aus der Behäbigkeit der Tradition oder aus der Tradition der Behäbigkeit ergibt. Viel eher wäre darüber nachzudenken, wie denn ein Einstieg in die politische und gesellschaftliche Aktualität möglich sein könnte. Und die Umstellung Europas, die angesichts der langen Übung in ‚Nation und Nationalstaat‘ und der damit verbundenen Nabelschau nicht spontan erfolgen kann, ist die Aktua-

³⁴ R. VON WEIZSÄCKER, *Over de cultuur van de Europese eenwording*, in: *Nexus* 16 (1996), S. 11.

lität. Die geisteswissenschaftlichen Fakultäten sind aufgefordert, einfach jenen wissenschaftlichen Prozeß zu inaugrieren, der dem Wort von Europa als einem Hort der kulturellen Gemeinsamkeit seinen wirklichen Inhalt zu geben vermag.

Europa ist unterwegs, so heißt eine Sammlung von Reden und Essays von Andrzej Szczypiorski, man sollte schieben helfen.³⁵ „Wer verliebt sich schon in einen Binnenmarkt“? hat Jacques Delors einmal gesagt und damit eine Deutung der überlieferten Jean Monnet-Aussage gegeben, nach der er, Monnet, falls er noch einmal zu beginnen hätte, nicht bei der Wirtschaft beginnen würde,³⁶ und in solchen Wendungen scheint die Erwartung zu stecken, daß eine europäische Kulturpolitik, die auf das Bewußtsein kultureller Gemeinschaft zielt, bringen könnte, was die europäische Wirtschaftspolitik nicht geschafft hat. Es ist doch sehr zu vermuten, daß Zeus, der Stier, mit der wohlgestalteten phönizischen Königstochter eher zur Gemeinsamkeit der Emotion anregt als Zeus mit dem Euro zwischen den Hörnern.

³⁵ A. SZCZYPORSKI, *Europa ist unterwegs. Essays und Reden*, Zürich 1996.

³⁶ Angeführt bei H. LÜBBE, *Für eine europäische Kulturpolitik*, in: *Die Zukunft Europas - Kultur und Verfassung des Kontinents. Vorträge, Debatten und Dokumente der internationalen Konferenz in Rom, 07.-19.Oktober*, Gütersloh 1991, S. 181.